Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 31 — Bremen-Berlin, den 30. Juli — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Leben und Tod. Von R. Herrmann. — Kasualreden. IV. Von D. Dreydorff. — Christentum und Kultur. II. Von Gerhard Fuchs. — Die Selbstlosigkeit als die Eigenart evangelischen Lebens. Von Goes. — Eine Eckhart-Übersetzung. Von P. Mehlhorn. — Im Volkston. (Eine zeitgemäße musikalische Betrachtung.) Von Carl Schaeffer. — Vom Büchertisch.

Leben und Tod.

Johannisnacht. Durch schweigenden hohen Buchenwald zieht sich eine Straße. Wohl eine Stunde lang. In dieser Mittsommernacht ist auch um die Geisterstunde der Himmel hell. Die Erde aber strahlt gleichsam Finsternis aus. Die hochragenden Buchen fügen sich über der Straße fast zu einem Laubgewölbe zusammen. Nur ein schmaler Streifen hellen Himmels ist zwischen den mächtigen Zweigen zu sehen. Dieser Streifen ist der einzige Wegweiser für den einsamen Wanderer, der auf der Straße dahinschreitet. Um ihn herum ist alles tiefschwarz. Straße und Baumstämme — alles ist versunken in der tiefschwarzen Finsternis. Doch sieh — dort — ein leuchtender Punkt, und noch einer, und noch einer — wie die Feueraugen kleiner Waldgeister, so irrt's in der Finsternis umher — verschwindet — taucht wieder auf — setzt sich nieder — „Glühwürmchen glühn im dunkeln". Und horch — dort raschelt's im Laub — Nachtgetier des Waldes fährt auf bei den im tiefen Schweigen verhallenden Tritten des Wanderers. —

Bei solch nächtlicher Wanderung werden die Gedanken lebendig. Sie fliegen hierhin und dorthin, spielend und schnell, wie Nachtvögel um altes Gemäuer. So fliegen sie auch zu den Zigeunern, die am vergangenen Tag in den Dörfern umher gebettelt und irgendwo im Walde ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten. Wie wenn es hier wäre? und ein Schuß aus dem tiefen Dunkel heraus? — Und daran haften die Gedanken.

Aber wunderbar — es war nichts von Angst bei dieser Vorstellung. Auch in der Finsternis ist Leben. In dem schwarzen Dunkel ringsum webt tausendfaches Leben, waltet schaffend die Naturkraft. Lautlos, aber stark und lebendig. Auch im „Tode" ist „Leben". Das was in mir lebendig ist und denkt, gehört zu dem Allgeist, der in Licht und Finsternis, im Lärm und Schweigen, in „Leben" und „Tod" lebendig ist. Es gehört zu der Kraft, die ewig schafft. Sie schafft junges Buchengestrüpp zwischen den alten Stämmen; sie schafft das, was aus ihr selbst herausquillt und ihr wesensgleich ist, — Menschenseelen der höchsten Entwicklungsstufe, Gotteskinder.

Die Gedanken gehen weiter. Was ist der Tod? Ein Augenblick, der vom zeitlichen Nichts sich kaum unterscheidet. Eine Veränderung, die nichts verändert, als den Zustand. Die Sache selbst bleibt. Das Wesen bleibt. Heute lag der Wald im Sonnenschein. Tausendfach zitterten Strahlen und Lichter auf dem Boden. Vöglein hüpften singend von Zweig zu Zweig. Leuchtendes Licht, Leben, Bewegung überall. Und jetzt — Finsternis, Schweigen, Reglosigkeit. Und doch derselbe Wald. Das „Leben" bleibt.

Und weiter gehen die Gedanken. Was ist der Unterschied zwischen Leben und Tod? — Das Leben liegt für uns im Licht, schön wie der Buchenwald im Sonnenschein. Ob es Wesen gibt, für die dieses Licht Finsternis ist? Wir wissen es nicht. Das was nach dem Tode kommt, ist für uns in Nacht getaucht. Für uns. Es gibt aber Wesen, die darin wandeln wie im Sonnenschein. Und wir werden einst dazu gehören.

Und weiter gehen die Gedanken. Was ist des Lebens Vorzug? Nach dem Tod sehnen sich nur die Leidvollen, die Schmerzgequälten. Also muß das Leben doch einen Vorzug haben. Oder ist das nur eine Täuschung? Eine Täuschung, die beruht auf dem Nichtwissen über das, was nach dem Tode kommt?

Ich glaube, die Lösung dieser Frage liegt in dem Worte: Arbeit. Es ist nämlich merkwürdig, daß nicht nur die Schmerzgequälten sich nach dem Tode sehnen. Auch die Nicht-Arbeitenden tun es. Die Mönche und die Mystiker sehnen sich nach dem Tode. Die der Welt entsagen Wollenden sehnen sich nach dem Tode. Sie kennen die Schönheit der Arbeit nicht. Arbeit d. h. schaffen, mitschaffen, Schulter an Schulter mit dem Unendlichen, Seelen schaffen, Seelenkeime erlösen aus den Fesseln der Erde, Menschen dazu helfen, daß sie die höchste Stufe der Entwicklung erreichen, daß sie Gotteskinder werden. So sind wir Mitarbeiter an der Schöpfung.

Freunde, laßt uns arbeiten. Als ganz geringe Mitarbeiter des Allschöpfers. Das ist der einzige klare und deutliche Vorzug, den das „Leben", so weit wir jetzt sehen, vor dem „Tode" hat. Aber vielleicht — vielleicht sind wir dann auch nach dem Tode Mitarbeiter Gottes.

Oberweid (S.-Weimar). R. Herrmann.

Kasualreden.

Von D. Dreydorff.

IV.

5. Ordination.

Die Ordination ist nichts weiter als ein Weiheakt, womit dem zu Ordinierenden die Befugnis erteilt wird, berufsmäßig das zu tun, was Aufgabe der kirchlichen Gemeinschaft ist: das Werk Jesu auf Erden durch Verkündigung

des Evangeliums, durch Darstellung seines vorbildlichen Lebens und durch Verwaltung der sogenannten Sakramente (richtiger: der von Jesus eingesetzten symbolischen Handlungen) zu erhalten und fortzusetzen. Eine besondere Kraft und Fähigkeit wird dem Kandidaten des Predigtamts durch die Ordination nicht verliehen, er hat sich darum selbst zu bemühen. Um dem Wahn zu begegnen, daß die Ordination mehr bedeute, insofern sie dem Ordinanden einen ihn über die „Laien" erhebenden Charakter gebe, sollte sie nur dann erteilt werden, wenn sich die Introduktion, die Einführung in ein bestimmtes Arbeitsfeld, unmittelbar anschließt. Jedenfalls hat die dem Weiheakt vorausgehende Kasualrede den Unterschied zwischen der evangelischen Ordination und der katholischen Priesterweihe scharf hervorzuheben. Es braucht nicht mit den derben Worten zu geschehen, deren sich Luther in seinem Schreiben an den Rat und die Gemeinde der Stadt Prag und auch sonst öfters bediente; aber geschehen muß es, denn es handelt sich hier um ein Stück evangelischen Christentums, von dem nichts nachgelassen werden kann, und die ganze Gemeinde ist dabei interessiert. Diese, bei solcher Gelegenheit zahlreich zugegen, will und soll hören, wessen sie sich von ihrem neuen Prediger zu versehen hat, und sie wird es, wenn die Kasualrede dessen Aufgaben, als die eines evangelischen Predigers und Seelsorgers, im Unterschied vom katholischen Priester, dem zu Ordinierenden ans Herz legt. Denn da wird immer hervorgehoben werden, daß sich der erwählte Diener des göttlichen Wortes nach 2. Kor. 1, 24 zu verhalten hat: „Nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehülfen eurer Freude", und nach der gleichen Mahnung im 1. Brief Petri 5, 3: „Nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde."

Und gern wird sich der Ordinand zu seiner Aufgabe bekennen und versprechen, daß er sich um ihre Lösung im Sinne und Geist der von allen zu achtenden evangelischen Freiheit bemühen wolle. Mit Recht bemerkt Henke (a. a. O. 466), daß die Kasualrede, die der Ordination und Einführung vorausgeht, nicht unerbaulich und herabstimmend über die Beschwerden des geistlichen Berufs jammern, sondern aus eigener Erfahrung des Ordinierenden das Glück und den Segen, den es dem ihn recht führenden gewährt, bezeugen solle. Ja, wenn nur damit alle Gerechtigkeit erfüllt wäre und auf die schöne Ordinationsrede nicht das folgte, was mit ihrem Inhalt in schroffem Widerspruch steht! Oder ist es nicht ein solcher, wenn man den Gemeindegliedern zuruft: „Bestehet in der Freiheit und lasset euch nicht wieder in das knechtische Joch fangen", dem Prediger aber, den sie sich zum Vorbild nehmen sollen, dieselbe Freiheit versagt und ihm, daß er sich unter das Joch alter und neuer Menschensatzungen beuge, zur Pflicht macht? Es ist unnötig, bei diesem Widerspruch länger zu verweilen; denn jedermann sieht ein, daß Sklaven nicht „Vorbilder" freier Menschen sein können, und daß mit der fast noch überall bestehenden Verpflichtung auf alte und neue Bekenntnisschriften endlich einmal gründlich aufgeräumt werden muß. Ich sage „gründlich"! Denn mit Halbheiten, wie sie hier und da zugestanden werden, ist nicht zu helfen. Erklärt eine Kirchenbehörde, wie der preußische Oberkirchenrat in seinem Erlaß an die Generalsuperintendenten vom Jahre 1892, „er sei weit entfernt davon, aus jedem einzelnen Stück des Apostolikums ein starres Lehrgesetz zu machen", so dient dies doch zu keines Beruhigung, so lange ungewiß bleibt, bezüglich welcher Stücke der Hochwürdige ein Auge zudrücken will. Und ist es wohlgetan, sich darauf zu verlassen und nicht zu befürchten, daß es derselben Behörde, bei einem Wechsel der Personen, gefallen könne, bezüglich „aller einzelnen Stücke", à la Shylock, auf ihren Schein zu bestehen? Gesetzt aber, ein solcher Rückfall in Engherzigkeit sei nicht zu befürchten, so bleibt doch davon unberührt die Frage, ob es auch des Ordinanden würdig, vielmehr, ob es sittlich zulässig sei, etwas feierlich zu versprechen mit dem „heimlichen Vorbehalt", daß man das Versprochene nur teilweise zu halten gedenke? Ein Jesuit mag die Frage bejahen; jedem anderen, jedem gewissenhaften Menschen wird die Schamröte dabei ins Gesicht steigen, und, um sich die zu ersparen, bleiben viele tüchtige junge Männer, auch nachdem sie sich Jahre lang darauf vorbereitet haben, dem geistlichen Berufe fern. Für die Kirche der Gegenwart ein unberechenbarer Nachteil! Sagt man: „aber irgend eine Verpflichtung wird doch der zu Ordinierende übernehmen müssen", so ist zu erwidern: ja, und zwar die größtdenkbare, mit dem Versprechen, seines Amtes treu und gewissenhaft zu walten, und die Kasualrede mag hervorheben, was alles dazu gehört, je nach Bedürfnis zu lehren, zu mahnen, zu bitten, zu trösten, zu ermutigen usw. „an Christi Statt und in seinem Namen", 2. Kor. 5, 20. Die Übernahme des geistlichen Amts, da niemand dazu gezwungen wird, ist schon als solche ein christliches Bekenntnis und gern wird jeder versprechen, daß er sein bestes aus der heiligen Schrift und sich den Herrn Jesus selbst in seinem Wirken zum Vorbild nehmen wolle. Aber daß er neben dem „Einen Meister" (Matth. 23, 8) einen beliebigen anderen Rabbi als Herrn über seinen Glauben anerkenne, das kann und soll der evangelische Prediger nicht versprechen.

Zu einem anderen Urteil könnte man kommen, wenn die Gemeinde zur Sicherstellung ihres Bekenntnisstandes darauf Wert legte, daß man ihre Prediger auf kirchliche Symbole verpflichte, und es hat ja Zeiten gegeben, in denen solches geschah und selbst „die Fischweiber in Konstantinopel" über Homoi- und Homousios stritten. Aber das sind zum Glück tempi passati. Die heutige Gemeinde verlangt nicht, daß man ihre Prediger aufs Nizäum, Athanasianum, Konkordienformel ꝛc. verpflichte, auf Schriften, die sie kaum dem Namen nach kennt. Sie verlangt vor allem, daß der Pfarrer ein warmes Herz für alle Gemeindeglieder habe und daß Lehre und Leben bei ihm möglichst übereinstimmen. Und ist sie auch in dieser Hinsicht nachsichtig. Eines nur verzeiht sie ihm nicht, wenn sie ihn dessen schuldig findet. Das ist die Unwahrhaftigkeit, der Mangel an Treue gegen sich selbst; und so sollte auch um der Gemeinde willen bei der Ordination das unterlassen werden, was den einzelnen zur Unwahrhaftigkeit verführt und ihn dem Verdacht, daß er es in Gewissensfragen nicht allzu genau nehme, aussetzt.

Christentum und Kultur.

Von Gerhard Fuchs.

II.

Wie die Welt und die Naturgesetze, wenn auch noch lange nicht sämtlich und nach ihrem Zusammenhang entdeckt, dem logischen Denken des Menschen entsprechen, und in der Schärfe der Einzelausführung wie in der Universalität des Alls das Meisterwerk der Schöpfung jede zeitweilige rationelle Berechnung weit hinter sich läßt, so gibt es Urgedanken andererseits, die über aller Geschichte stehen. Von jedem ehrlichen Menschen muß der Gottesbeweis des Kosmos und der Ideen anerkannt werden. Schließt der Naturforscher von den denkmäßigen, intelligenten Einrichtungen in der Natur, der er selber in entsprechender Weise als hervorragendes Glied angehört, mit wissenschaftlicher Notwendigkeit über eine Bewegung der toten Masse hinaus zum mindesten auch auf eine denkende Urheberschaft, und nach dem mit Recht jede Wissenschaft beherrschenden Entwicklungsgedanken in mathematischer Progression von der eignen Persönlichkeit zum allpersönlichen Gestalter alles Lebens: so weiß es der Geschichtsphilosoph und der Psycholog, daß Ideen wie Gerechtigkeit, Wahrheit und Gewissen von Gut und Böse, keine dem Naturkinde angewöhnten und anerzogenen Einbildungen sind, etwa aus den selbstsüchtigen Existenzwünschen der Gesellschaft zur allmählichen Unterdrückung des Individuums vertragsmäßig entstanden, sondern auch der Seele des Einsamen unauslöschlich eingeprägt sind und vom frühsten Erwachen des Bewußtseins selbsttätig, ungerufen wirksam werden. Aber

indem solche ewigen Gedanken in der menschlichen Gemeinschaft sich praktisch ausleben, beweisen sie den innigen Zusammenhang der sozialen mit der Gottesidee ebenso unmittelbar wie der den meisten noch unbekannte kosmologische Gottesbeweis, daß bei aller selbständigen Kraftentwicklung nach Darwin und Häckel und dem Recht des Mächtigen im Kampf ums Dasein dennoch eine wechselseitige Dienstbarkeit der Geschöpfe stattfindet, wonach auch das Raubtier jedwelcher Lebensgattung zum Erhalter des Kleinen, Unscheinbaren wird. Auch ein Nietzscheaner, der sich sein eigenes Leben zimmern will, muß es doch nach den ewigen Gedanken aufbauen, sonst fällt es, ein Lügengewebe, zusammen. Die innerste Sehnsucht des Menschen aber nach Glück, Reinheit, Vollkommenheit, sein Lebenstrieb, der in Weltbesitz und weltlicher Herrschaft keine Befriedigung findet, läßt uns nach naturwissenschaftlicher Methode auf einen Ewigen folgern, dem alle Lebenstriebe entstammen. Denn das persönliche Leben kann in seinem tiefsten Verlangen nur nach etwas Persönlichem begehren. Und so ist der Monotheismus ebenso wie überhaupt der Theismus nichts Abstraktes: er ist das Kraftgefühl der nach Vollendung ringenden Individualität, schon in der Anlage des Naturkindes begründet. Unser eigenes Selbst ist Gottes Ebenbild, wir sind ein Teil seiner Kraft: aber doch steht der Ewige unendlich über uns. Eine Pforte zum Christentum ist der Pantheismus, eine Pforte jedes ehrliche, wahre Leben, das human, brav und tüchtig ist! Aber eine befriedigende, lebendige Welterkenntnis ist doch erst durch die religiöse Kultur der Juden vorbereitet worden. Keine einfachere, in höherem Maße beseligende Lösung finden die Welträtsel als in dem Gedanken des „Vaters im Himmel". Religion will erlebt sein; und je mehr sie in geistiger Erfahrung die Seele, das ganze Leben glücklich macht, desto wahrhaftiger ist sie! Welchen anderen Beweis gibt es für die Kultur als ihre lebenwirkende Kraft? Von wie hohem Kulturwert die Idee des ewigen Vaters ist in der Entwicklung der Menschheit, das ist noch lange nicht erschöpft worden. Majestät und Liebe, das sind die wesentlichen Züge des Ewigen, die im Menschen einen Charakter und eine heitere Seele erzeugen. Unsere Welt wäre zu armselig, wenn sie nur auf Willkür und Entwicklung der stärkeren Atome und auf schwächlicher, träger Gewöhnung der unterliegenden beruhte. Hier schon soll es mit aller Energie hervorgehoben werden: unser Gottesglaube gründet sich auf unser menschliches Bewußtsein, auf unseren Seelenadel, auf unseren Menschenstolz! Darin besteht die unumstößliche Wahrheit unserer christlichen Überzeugung. Daß jedem Individuum, auch bei den auf der niedrigsten Geistesstufe stehenden Naturvölkern, dieser Trieb über sinnliche Instinkte hinaus nach Vollendung, von Natur eingepflanzt ist, der nur der Anregung bedarf: darin ist eo ipso der Unterschied vom Tiere ersichtlich, mit dem der Mensch in keine, wenn auch noch so lange Entwicklungskette, zusammengebracht werden kann! Freilich nur ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, nur ein Ringen darnach, vollkommen zu sein, wie der Vater der Ewigkeit vollkommen ist, birgt die Goldtiefen der Kultur, die nie leer werden können. Also stehen auch gigantische Faustnaturen in keinem Gegensatze zum Christentum. Denn der Ewige braucht nicht für den Verlust seiner Herrschaft zu fürchten. Doch nur in freier Gotteskindschaft gibt es starke Persönlichkeiten. Solche Gottesgemeinschaft ist kein Joch für freie Geister. Im Gegenteil: der Kulturträger gibt sich freudig dem Kulturideal hin, für das er arbeitet, weil er selber von ihm erfüllt ist. Um wieviel mehr ist die Gottesliebe eine Tat der Freiheit, nur freier Geister würdig, daß sie sich dem hingeben, nachdem sie dürstet, dem Höchsten, um in ihm vollendet zu werden; weil er der König der Freiheit und des Geistes ist. Dann aber ist der Kampf gegen Gott und Göttliches Wahnsinn; der „Antichrist" eine verrückte Narrenpuppe. Wie ich mich beuge vor dem überwältigenden Eindruck der Schönheit, so ist Demut und heilige Ehrfurcht das natürliche Verhältnis zum Allgewaltigen während die Furcht von der völligen Liebe ausgetrieben wird. Wie das Streben nach höchsten Idealen aber im Kampf des Geistes mit der Materie aufgehalten und zurückgeworfen, der Gewinn so oftmals verscherzt wird: das weiß der wahrhaftig Denkende aus eigner Erfahrung. Es ist die Sünde, die schon mit zum täglichen Brot der Menschheit gehört in ihren unzähligen praktischen Variationen, und in dieser Sinnlichkeitssphäre wohl überwunden, doch niemals ganz beseitigt werden kann. Das ist die ewige Wahrheit der uralten Erzählung vom Sündenfall, die in ihrem Kern wohl allen Völkern gemeinsam ist, daß in den Ausgangspunkten und Ingredienzen der Sünde, in ihrer Lust, das ist in einem gewissen Schein von Schönheit, Erhabenheit und Größe das Trugbild wahrer Freiheit und Kultur sich spiegelt. Dies verhüllt und läßt für einen Moment die grauenhafte Häßlichkeit, das Wesenhafte der Sünde vergessen. So hat die Sünde und das Laster gewiß eine Beziehung zur Kultur, aber nur eine negative. Denn das vollendete Verbrechen läßt gerade den Tiefstand geistiger Kultur deutlich erkennen, auf dem sich der Mensch befand, auch bevor seine schandbare Gesinnung und sein geknechteter Wille offenbar wurden. Ein Zurückbleiben in der Kultur für den Tatkräftigen, der gröbste Irrtum für den Wahrheitssucher, ist die Sünde. Das nach Vollendung ringende Individuum erkennt die Sünde an. Aber darum rettet es sich in die ewigen Gedanken, in Gott. Nicht die Sünde ist ja doch die Hauptsache im Christentum, sondern die Befreiung von der Sünde, die Befreiung von allem Irrtum, von aller Unvollkommenheit; ein frohes, in sich freies Gotteskind zu werden. Denn Gottes Liebe ist keine Fessel. Um selber groß zu werden über die Welt, muß der Erstgeborene in die Freiheit der Gottesgemeinschaft immer mehr hineinwachsen. Das Christentum bringt diese Erlösung und setzt dem Individuum die höchsten Ziele. Denn Christentum ist Freiheit. In ihm leben die höchsten revolutionären Kulturkräfte. Ich brauche nicht an den zu erinnern, der als Märtyrer der edelsten Geistesfreiheit hingerichtet worden ist! Gerade die Freiheit des Geistes und Lebens ist das rechte Gnadengeschenk Gottes: so ist auch die Gemeinschaft mit Gott eine freie Geistesgemeinschaft. Das Ziel aller Freiheitsbestrebungen, sind sie echt, muß Gott der Ewige selber sein, seine Vollkommenheit. Das Christentum ist höchste Kraftkultur. Wer die Kulturmacht des christlichen Gottesgedankens erkennt, für dessen persönliches Leben ist das Gebet eine unschätzbare Kraftquelle. Wer es verachtet, der verzichtet auf die Gemeinschaft, in welcher die Individualität zum Leben kommt; der wirft auch das Selbstbewußtsein von sich. Wird von der roten Internationale die Unzufriedenheit als Vehikel des Fortschritts gepriesen, so setze ich dem entgegen, daß die Menschen, welche sich der Dankbarkeit für das Leben, gegen den Lebendigen schämen, allerdings recht bescheidene Ansprüche auf persönliche Kultur erheben. Denn das sollte man sich doch nicht mehr von den Materialisten predigen lassen, Kultur sei etwas rein Sachliches, Maschinenmäßiges. Ich glaube, es gibt keinen höheren Blödsinn, als den neuerdings von Zola wiederum kultivierten, die Menschheit habe von der Technik alles zu erwarten. Wer ein persönliches Leben führt, der weiß es mit Bestimmtheit, daß er nicht ein Erzeugnis der freien Naturkräfte, sein Geschick nicht dem Spiele des Zufalls unterworfen, nein, daß ein Vater ihn leitet! Die logische und praktische Konsequenz des freien, individuellen Bewußtseins ist der Vorsehungsglaube. Dieses fröhliche Gewissen ist keine Schranke, auch nicht für den ungestümen Geist. Denn nur ein echt protestantisches Gefühl sittlicher Verantwortung vermag die Tragweite des Paulinischen „Alles ist Euer" zu schätzen, dessen innerer Reichtum ihm Menschenglück und Menschenpflicht bedeutet. Ist der Mensch ein Kind des Höchsten, dann schwindet für ihn der Unterschied von Schön und Gut. Die Liebe zur Schönheit und der tiefe sittliche Ernst finden ihre höchste Vollendung und — ihre Harmonie im Christentum. Auch ein edles und schönes Heidentum ist ihm nicht unverwandt. Aber die Antike genügt dem Gott-

sucher allein nicht; alles Einseitige verschließt die Augen. Das Gebundensein unter die Sinnlichkeit macht die Seele unrein. Nur die ewige Wahrheit kann einen freien Ausblick gewähren. Was in solcher Freiheit geschieht, ist rein. Die katholische Weltanschauung versagt ihren Bekennern dies Recht einer harmonischen Ausbildung von Leib und Seele. Indem sie auf der einen Seite das Weltliche für sündhaft erklärt, die Laien für Christen zweiter Ordnung, die erst durch die Zugehörigkeit zum Kirchenkörper und im Gehorsam gegen seine Gesetze irdische Pflichten und weltlichen Genuß gestattet bekommen, deren Gebrauch aber einer fortwährenden Buße durch immer unzureichende kirchliche Leistungen bedarf; auf der anderen Seite das Sinnliche vergöttlicht und das Göttliche versinnlicht, verzichtet sie prinzipiell darauf, Kultur zu treiben. Nach ihrem Protest gegen die unselige Verquickung von Geisteskultur mit politischer Macht haben unsere Vorfahren einst ihren Ehrennamen erhalten. Soweit die katholische Kirche als solche religiös bleibt, erkennen wir sie gern als christliche Schwester an, aber der Ultramontanismus ist um seiner gewissenverwirrenden Agitation im Halbdunkel der Dämmerung betrieben, um seiner schillernden Farben willen für deutsche Kultur ein viel gefährlicherer Feind als die offenkundige, radikale Opposition gegen Christentum, Staat und Vaterland. Und an Frivolität steht die „religiöse" Politik der Jesuiten und Römlinge grundsätzlichen Atheisten nicht nach, im Gegenteil, mit schmutzigen Händen packen sie das Zarteste und Heiligste an und treiben mit ihm Schacher vor denen, welchen sie heimtückisch, aber geschickt, Sand in die Augen zu streuen wissen. Ehrliche Zweifler, die ernstlich Gott suchen, werden ihn endlich finden. Der Fluch der Nation sind die Gleichgiltigen und Halbgebildeten, die Vielen, ach Allzuvielen: die „Lebewelt" und das sich immer breiter machende eingebildete Protzentum, vor dessen billigem, nichtssagendem Renommistenstolz Tausende ihre Bücklinge machen auf dem Markte der Literatur und in der Gesellschaft. Sie schieben sich wie ein toter Stein vor das rollende Rad der Geschichte und hemmen den Werdegang unseres Volkes. Das sind die Sklaven des Zeitgeistes, die bald im Staube liegen, wenn ihnen von „deutschen Dichtern", wie Sudermann und Otto Ernst neue Götter mit dröhnendem Pathos vorgelogen werden, Ideale der erbärmlichsten Selbstsucht, der unmännlichsten Art. Ein wahrhafter Charakter und ein edler Geist hat jederzeit mit dem Zeitgeist zu ringen, um sich zu behaupten. Kirche und Schule, Theater und Literatur, und was noch sonst zum Kulturträger berufen ist, müssen sich auf ihre in unserer Zeit so hochwichtigen Aufgaben besinnen, Geisteskultur zu treiben. Nationale Individualität darf sich vor Kosmopoliten nicht ihres Charakters schämen; deutscher Stolz muß die starken Wurzeln seiner Rasse, die ihr noch immer Leben zuführen, hegen und pflegen: Treue, Wahrhaftigkeit, Religiosität! Auch wenn er von feilen Allerweltsleuten als ehrbares Philistertum verspottet würde! Individuelle Art ist ja — wie wir gesehen haben — kein Gegensatz zu internationaler Humanität. Und auch der Unterschied der Stände, wie er ohne eigenes Verdienst aus recht weltlichen Anlässen sich herausgebildet haben mag, findet seine Berechtigung im Streben nach persönlicher Kultur. Die ihnen von Ewigkeit her gewährleisteten Menschenrechte müssen allen faktisch zugestanden werden; die soziale Kultur befindet sich noch in den Anfängen und hat mit träger Selbstsucht zu kämpfen. Aber den Klassenunterschied, sofern er sich nicht im Genuß des täglichen Brotes und der gleichberechtigten Bildung zeigt, auslöschen zu wollen, hieße doch, den Erkenntnissen der Naturwissenschaft trotzen, die nichts von einer Uniform der organischen Wesen weiß. Aus den Anlagen einzelner Individuen erwachsen und bestehen individuelle Gemeinschaften fort. Jedoch solange nicht auch das große Weltgesetz von der gegenseitigen Lebenserhaltung der verschiedenen Gattungen in der sozialen Arbeit als eine Liebesmacht tätig ist, solange kann sich kein gesundes Volksleben entwickeln. Das Christentum kann auch dem Arbeiter Adel verleihen und gibt dem Aristokraten ein schlichtes Gemüt.

Dieselbe individuelle Berechtigung haben die verschiedenen Gestalten der christlichen Religion, katholisch und evangelisch, orthodox und liberal. Sobald aber eine Individualität sich nicht gründet auf den ewigen Gottesgedanken und sich nicht vertieft in die soziale Idee, antiquiert sie zur leblosen Form. Das hat uns die Reformation gelehrt, daß der Geist ist der Herr (2. Kor. 3). Und darum ist die Zeit des Fortschritts auch in der protestantischen Theologie eine gesegnete. Christus hat keinen Katechismus weder der Religion noch der Kultur gegeben. Die großen Gedanken des Evangeliums sind wie ungeheure Felsblöcke oder das unausschöpfbare Meer. Also gibt es Arbeit bis in alle Ewigkeit! In diesem Sinne kann man von einer Entwicklung des Christentums reden, von seinen gewaltigen Ideen, die in ihrem tiefsten Inhalt überhaupt noch entdeckt werden sollen und jeder nur je denkbaren Kulturentwicklung fähig sind. Denn das Christentum ist — wie immer wieder betont werden muß — Geisteskultur. Darum bildet sie nach fortschreitender Welterkenntnis die neuen Formen in Staat und Kirche, in diesen sichtbaren, wenn auch unvollkommenen, Symbolen von Christentum und Kultur. Denn mit der Welterkenntnis wächst die Gotteserkenntnis. Unser weltliches Leben braucht keinen geistlichen Heiligenschein; es ist bereits in christlicher Gotteserkenntnis begründet mit allen seinen Gaben. Evangelisches Christentum hat dem Menschen das Menschliche zurückgegeben. Es hat die Bande des Blutes und der Natur sanktioniert und heiligt sie in ihrem persönlichen Charakter. In ihm findet der Naturmensch mit seiner urwüchsigen Naturkraft seine Vollendung und ein rechtes Arbeitsfeld und Kampfgebiet für seine leidenschaftliche Begabung, denn die Leidenschaft ist eine Gottesgabe; im Christentum wird sie von allem Tierischen geläutert und veredelt zum persönlichen Willen und zur natürlichen Schönheit. Das mit der Natur ringende Menschenkind, unter mühseliger Sorgenlast gebeugt, wird frei, wenn es von seiner Gotteskindschaft erfährt; der Maschinenmensch wird zum stolzen Meister, wenn er seiner auch noch so mechanischen Arbeit den Stempel der Persönlichkeit und Treue aufprägt. Das Christentum ist Freude: denn in ihm kommt das rein Menschliche nicht nur zur Geltung, sondern auch zur Vollendung! Nichts menschliches ist einer evangelischen Persönlichkeit fremd; darum haßt sie das Tierisch-Unreine. Es gibt aber etwas Göttliches, was noch höher ist als das Natürliche und erst ein wahres Menschentum erzeugt: das ist der Geist. Den Gegnern des Christentums, die sich für ihre Weltanschauung einzig und allein auf die Natur berufen, soll dieses Recht nicht abgestritten werden. Aber ehrlich und konsequent sollen sie sein: dann werden sie in dem Natürlichen auch ewige Gedanken offenbart sehen. In der Sehnsucht der Blüte nach dem Lichte, in der Bewegung der Erde um die Sonne ist ebenso ein Streben über sich selber hinaus nach etwas Höherem, das ihnen erst Leben geben muß, erkennbar, wie in dem unvertilgbaren und ungestillten Verlangen des Menschenherzens nach Ewigkeit, nach Gott! Auch in der Natur beruht das Einzelne nicht auf sich selber; es sind auch hier große Gedanken wirksam, die für das Ganze gelten; eine freie Krafterhaltung und Bewegung nach ewigen Gesetzen. Aber darin besteht der Sieg des Geistes und seine Herrscherstellung über die Natur, daß er sie sich formt und bildet. Individuen sind niemals unter sich gleich; Menschen kann man nicht zu Gattungen zusammentreiben. Darum wird die katholische Kirche so wenig dem Evangelium Jesu gerecht, weil ihr das Persönlichkeitsideal fehlt; sie bildet Kongregationen. Aber nach ähnlichen Gesichtsformen kann der moderne Psycholog doch längst auf ähnliche Charakterzüge schließen. Natürlich vor der blöden Folgerung werde ich mich hüten, als ob die Fleischwände innerhalb verschiedener Winkel dem Geist verschiedene Ausdehnung gäben. Der Geist vermag es auch, sich über die Natur zu erheben. Wer von Natur häßlich und krank, kann doch ein schönes und glückliches Leben führen. Erfahrungen bedürfen keines Beweises. Das körperliche Leiden ist kein Unglück. Im

Gegenteil: es überläßt dem Geiste die Herrschaftsrechte. Also darauf kommt für die Würdigung des Christentums, das in der Idee des Geistes, in dem Gottesgedanken wurzelt und zentralisiert ist, alles an, daß man das Verhältnis von Geist und Form richtig erkenne. Und das ist die Entscheidungsfrage für eine vernünftige Kultur: Geist oder Materie? Versucht doch, einen Menschen zu bilden: vielleicht gelingt noch einmal eine materielle Zusammensetzung der einzelnen Gliedmaßen mit raffinierter Technik. Aber das Menschliche fehlt der automatischen Puppe: das Ichbewußtsein, das alle Einzelkräfte einheitlich zusammenfaßt. Darum muß auch der Träger der Weltidee eine Persönlichkeit sein. Es geht nicht an, beide Begriffe, Idee und Persönlichkeit, gegen einander auszuspielen und auf Kosten der ewigen Gedanken einen Übermenschenkultus zu treiben. Ein solches Verfahren ist unhaltbar, weil unwahrhaftig. Wohl verlangen wir von jeder Melodie Originalität, aber sie muß doch auch eine mindestens allen musikalisch Begabten verständliche Harmonie haben! Es ist interessant zu beobachten, wie heutzutage ein Kampf zwischen zwei hartgepanzerten Weltanschauungen geführt wird, die oft bis zur Undeutlichkeit in einander verschwommen sind: Die Selbstsuchtphilosophie und die naturwissenschaftliche Lebensrichtung. Beide sind prinzipielle Gegner; denn letztere trägt den sozialen und führt somit zum Gottesgedanken. Und sie wird endlich als Siegerin aus der Konkurrenz hervorgehen; denn sie verfolgt praktische Ziele. Im praktischen Leben sieht man die Wahrheit.

Jedermann kann die Wahrheit des Christentums bewiesen werden — nur nicht dem Materialisten, der die Selbstständigkeit des Geistes leugnet und die Materie zur Alleinherrscherin macht. Das ist der alte Widerspruch, den das Christentum schon zu Zeiten des großen Apostels fand. Dagegen hat die Geistesmacht des Evangeliums so viele dankbare Menschenkinder geschaffen, die auch die Not zur Glückseligkeit umzugestalten verstanden. Das neue Verhältnis, das durchs Christentum entstanden, läßt sich mit der kurzen Formel kennzeichnen: Welt und Erlösung. Darum bewegen sich die großen Kämpfe der Menschheit; beides gehört nach Gottes Willen zusammen. Der Kulturmensch ist der verlorene Sohn, der aus dem Elend heimkehrt ins Vaterhaus.

Die Selbstlosigkeit als die Eigenart evangelischen Lebens.*)

Der Unterschied zwischen der katholischen und der evangelischen Ausprägung des Christentums besteht nicht darin, daß die einen mehr, die anderen weniger glauben, als ob Luthers Verdienst in einer Revision der alten Lehre, in Abstrichen daran bestanden hätte. Nein, in der Lehre war Luther sehr konservativ, der grundsätzliche Unterschied zwischen evangelisch und katholisch liegt in der verschiedenen Grundstimmung. Luther kämpft zeit seines Lebens gegen den „Wahn der Werke", sein Schlagwort heißt Gnade. Lukas 17, 7—10 beschreibt die Eigenart evangelischen Glaubens und Lebens, es ist die Selbstlosigkeit.

Das Bild, unter dem diese vom Herrn gemalt wird, ist Verhältnissen entnommen, die uns ferner liegen als seinen ersten Hörern. Der vollständig rechtlose, mit Leib und Leben seinem Herrn verfallene Sklave zur Zeit Jesu durfte, wenn er von der Feldarbeit heimkam, nicht auf Dank und Anerkennung, Erholung und Behaglichkeit rechnen, vielmehr galt es dann, das Abendbrot des Herrn richten; und wenn auch das geschehen war, dann hatte der Sklave — wie der militärische Ausdruck lautet — nichts als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan. In diesem Punkte sind evangelische Christen jenem Sklaven verwandt, wenn auch das Gleichnis in anderer Beziehung nicht ausgedeutet werden darf, indem wir uns nicht den Launen eines willkürlichen Herrn preisgegeben glauben, sondern wissen, daß unser Gott nach einem bestimmten Plane mit uns verfährt und gute, selige Menschen aus uns machen will.

Das Leben des evangelischen Christen verläuft in drei Beziehungen, in der zu Menschen, in der zu Gott, in der zum eigen Ich.

Der evangelische Christ verschmäht es, aus Güte und Liebenswürdigkeit u. ä. Tugenden ein Geschäft zu machen. Er verachtet die Künste des Heuchlers, mit der frommen Maske einen Vorteil zu erschleichen. Niedrige Seelen, die das Edle, Große in den Dienst des materiellen Gewinns ziehen und — herabziehen! Niedrige Seelen, die nur da gefällig sein können, wo sie die Aussicht haben, durch eine doppelte und dreifache Gegenleistung entschädigt zu werden! Trinkgelderstandpunkt!

Der evangelische, Christ wie er überhaupt kein Mietling ist, ist er auch nicht auf Lob gedinget. Er bemißt seine Freundlichkeit und Freundschaft nicht nach der Anerkennung, die ihm gezollt oder versagt wird. Er gibt, was er an innerem Leben zu geben hat, unbekümmert um den Eindruck, den er macht. Weil sein ganzes Sein im Ewigen und im Guten lebt, hat er keinen Sinn für den Schein, den er wirft. Lieber will er geistlich arm sein als innerlich reich scheinen und mit dem erborgten gefälligen Schein andere betören und berücken.

Der evangelische Christ wie er überhaupt nicht rechnet, so rechnet er auch nicht auf Dank. Gewiß verlangt die Liebe mit Recht nach einem Echo, weil nur so ihre beglückende und erziehende Absicht auch wirklich angeeignet und verstanden ist. Und gewiß ist dem Lehrer der Dank, den er aus den leuchtenden Augen des Schülers ablest, ein Sporn, dem Schüler noch besseres zu geben. Aber eine edle Seele liebt und tut wohl, ob Dank zu erwarten ist oder nicht, und wird nicht müde, auch wenn der Dank ausbleibt. Vollends findet sie es unter ihrer Würde, auf ihre Wohltaten und den Schweiß, den sie kosteten, hinzuweisen, um sich den Dank zu erzwingen. Vornehme Seelen zitieren nicht das Wort vom Undank, da denken sie viel zu bescheiden von ihren eigenen Leistungen. Sie fühlen sich, auch wo ihre Absichten verkannt werden, noch lange nicht als Märtyrer, da sie unter allen Umständen nichts als ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben sich bewußt sind. Die wahre Liebe weiß es nicht anders: was sie gibt, versteht sich von selbst. —

Wie im Verkehr mit Menschen, so wird noch mehr im Verkehr mit dem heiligen, großen Gott das Gute durch die Spekulation verunreinigt und entwertet. Wenn der Mensch mit all seinem Fromm- und Gutsein auf Gesundheit, Reichtum, Wohlergehen u. ä. Glücksgüter rechnet, so beweist er damit nur, daß ihm die Majestät Gottes, der nun einmal kein Händler und „Trödler" ist, und daß ihm der Reiz des Guten, das durch sich selbst beseligt, noch nicht aufgegangen ist. Selbstsüchtige Gebete, eigennützige Hintergedanken im Gespräch mit Gott verraten unzweideutig, daß es dem Betenden nicht um Gott, sondern um sich, nicht um den Himmel, sondern um die Erde zu tun und daß sein fromm und gut sein, auf das er so große Hoffnungen baut, in Wirklichkeit recht oberflächlicher Natur ist. Der ältere Bruder im Gleichnis vom verlorenen Sohn ist das Urbild derer, die mit ihrer bürgerlichen und kirchlichen Korrektheit und Gewissenhaftigkeit wunder wieviel geleistet zu haben glauben und dann diese ihre Leistungen zum Zweck einer angemessenen d. h. reichlichen Entschädigung dem himmlischen Richter präsentieren. Wie verblendet und respektwidrig doch solche „Christen" sind! — Das gilt auch von dem Pharisäer, so sehr dieser meint, noch etwas Besonderes geleistet und dadurch etwas Besonderes verdient zu haben. Er will den lieben Gott glauben machen, daß er frommer und wohltätiger sei als er eigentlich müßte. Wie beschränkt! Als ob es überhaupt solche Leistungen gäbe, die aus dem Rahmen der Pflicht herausträten! Das meint freilich die katholische Kirche: neben den Durchschnittschristen kennt sie Extrachristen, die auch das

*) Luk. 17, 7—10.

befolgen, was nicht eigentlich befohlen, sondern nur geraten sei. Sie glaubt sich dabei auf Jesu gelegentliches Wort an den reichen Jüngling und über die Verschnittenen berufen zu dürfen. Aber in den einzelnen Fällen, wo Jesus den Verzicht auf Besitz und Familienglück haben will, fordert er und fordert er etwas, was für die Betreffenden angesichts ihrer Anlagen und ihres Berufs unbedingte Pflicht ist. Wer die Fähigkeit zu heroischen Leistungen hat, die dann nachher in allen Zeitungen gepriesen werden, erfüllt mit ihnen nur seine einfache Menschenpflicht, die ihm gebietet (wohlgemerkt nicht: rät), dem Ruf Gottes zu folgen, der in der ihm und gerade ihm aufgedrängten Lage zu erkennen ist. Der evangelische Christ verfällt nie auf den unsittlichen Gedanken, er tue etwas Besonderes, wozu er eigentlich nicht verpflichtet sei und wofür ihn Gott deshalb extra belohnen müsse. Er will überhaupt keinen Lohn; wo die Bibel von Lohn redet, meint sie dasselbe wie mit dem weniger mißverständlichen Gleichnis von Saat und Ernte.

Die Selbstlosigkeit im Verkehr mit Gott heißt Demut. Sie spricht und empfindet es gerade hier doppelt —: wir sind unnütze Knechte. Kaum hörbar flüstert sie: Gott sei mir Sünder gnädig! Es ist ihr ein heiliger Ernst damit. Sie trägt sich nicht zu Markte in falschem Verständnis des Sprüchleins: wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden. Wenn der evangelische Christ mit seinem Gott redet, ist es ihm um Gott und um das Ewige zu tun, sein eigen Ich tritt da von selbst zurück, in den Vorhof — und weiß doch nicht, daß es im Vorhof steht. —

Nun ist es aber in der Anlage des Menschen begründet, daß wie alles so auch sein religiöses und sittliches Leben sich in seinem eigenen Bewußtsein reflektiert. Vielfach tut es dies als schmunzelndes Behagen; seine Behaglichkeit will der Mensch, sie soll ihm auch sein religiöses und sittliches Leben nicht stören, sondern mehren. Je behaglicher nun der Blick über die eigene Güte hinschweift, desto mehr entwickelt sich daraus eine satte, selbstzufriedene Selbstgefälligkeit: die linke Hand erfährt immer sofort, was die rechte tut. Der evangelische Christ widersteht der Versuchung, sich selber anzulügen, um den Kirchhofsfrieden der Seele nicht zu stören. Er schämt sich, aus der Not eine Tugend zu machen, um bei sich selber fein heraus zu sein. Er verzichtet auf das kindische Vergnügen, sein eigenes Bild glänzend aufzuputzen und in seiner Herzenskammer aufzustellen und davor täglich in Andacht und Rührung niederzufallen. Und auch auf das andere, wohlfeile Vergnügen verzichtet er, sich mit Schlechteren zu vergleichen, um in der eigenen Achtung zu steigen. — Die Selbstgefälligkeit ist ja immer ein sicherer Beweis für die Oberflächlichkeit des inneren Lebens. Wo das innere Leben wirklich tief geht, da sind die Menschen für's erste selig in der Tat — eine Seligkeit, die mit dem Wohlgefühl des natürlichen Menschen nichts zu tun hat —, zweitens haben sie das Gefühl: Gott ist es, der in uns wirket. Drittens empfinden gerade sie die Kluft zwischen Soll und Haben, die eine Selbstgefälligkeit und Sattheit nicht aufkommen läßt. Die Seele des evangelischen Christen, die Herzensglaube und edle Liebe ist, sieht nicht in den eigenen Spiegel und redet nicht von sich selbst. Sie ist wie das Veilchen am Wege, das unbekümmert ob es die Vorübergehenden beachten durch sein Blühen und Duften den Herrn der Schöpfung preist und doch selbst nicht weiß, wie süß es duftet.

Pfullingen. Goes.

Eine Eckhart-Uebersetzung.*)

Vor mir liegt der erste von drei geplanten Bänden einer Übersetzung von Schriften und Predigten Meister Eckharts aus der Feder H. Büttners. Diese Arbeit gehört als Glied in eine Reihe neu herausgegebener oder herauszugebender Werke, mit denen die bekannte Verlagsbuchhandlung von E. Diederichs nach dem beigelegten Prospekt „einer Neubegründung religiöser Kultur dienen" und zu einem Vergleich schon einmal lebendig gewesener religiöser „Kräftezentren . . . mit unserm heutigen offiziellen Christentum, das unter der Herrschaft der gelehrten Theologie in den kirchlichen Formen des Katholizismus und Protestantismus erstarrt ist", anregen will. Als das Charakteristische in jenen geistigen Strömungen und zugleich als das, was uns not tut, bezeichnet die Beilage die Tendenz, „sein Ich in lebendige Beziehung zum Unendlichen zu setzen, das Schauen desselben in uns schöpferisch werden zu lassen, so daß es zu einer geistigen Wiedergeburt führt und Gott in uns und durch uns ins Dasein tritt", kurz: eine sittlich und sozial fruchtbare Mystik. Daß für eine solche der gesamten protestantischen Theologie Sinn und Verständnis fehlte, ist freilich eine starke Übertreibung. Man denke nur an Schleiermacher, Biedermann, Lipsius und Pfleiderer! Es wird daher auch unter uns Theologen viele geben, die für eine gute Übersetzung von Werken des hervorragendsten unter den Mystikern des 14. Jahrhunderts, des Meisters Eckhart oder (nach der vorwiegenden Schreibung) Eckehart, sehr empfänglich und dankbar sind. Denn der mittelhochdeutsche Text, dessen Laute allerdings ganz besonders zum Herzen sprechen, bereitet doch dem Nichtgermanisten viele Schwierigkeiten, und dennoch gab es bisher keine Übersetzung ins Neuhochdeutsche. Jetzt ist ungefähr gleichzeitig mit der Büttnerschen eine mir noch nicht bekannte von Landauer erschienen, die nur einen Band füllt, sich also auf eine engere Auswahl von Stücken beschränkt.

Ein Übersetzer hat zunächst zu untersuchen, was wirklich als Eigentum des alten Meisters betrachtet werden darf. Denn Pfeiffers Ausgabe (von 1857) enthält vieles, was vor der Kritik nicht stand hält. Ganze Stücke dieser Sammlung sind Eckehart abzusprechen; außerdem haben wir seine Predigten nicht in seinen eigenen Niederschriften, sondern in mannigfachen Nachschriften und Abschriften von solchen. Andererseits sind aber neuerdings auch manche wichtige lateinische Schriften Eckharts (von Denifle) wieder entdeckt und veröffentlicht, auch neue Handschriften deutscher Predigten (von Sievers und von Jostes) aufgefunden und herausgegeben worden. Daß freilich trotz aller Sorgfalt auch heute kein unbedingt gesicherter Textbestand zu gewinnen ist, weiß der wohl orientierte und von Professor Lasson, dem anerkannten Eckhartforscher, beratene Bearbeiter unserer Übersetzung recht gut und legt es in einem ausführlichen, lehrreichen, fein durchdachten Vorwort dar.

In einer geistvollen Einleitung beschäftigt er sich sodann mit dem Leben und der Bedeutung Eckharts, des Bahnbrechers „einer von dem Mittlerchristentum der Kirche grundverschiedenen Religion", die sich „zu dem religiösen Grunderlebnis Christi zurückgefunden hat", die aber nach des Meisters eigenem Willen keine bloße Geheimlehre sein und mit der Kirche nicht brechen soll. „Zusammenhang mit der Kirche", sagt Büttner ihn rechtfertigend, „bedeutete damals Zusammenhang mit dem Volksleben, Zusammenhang mit Wissenschaft und Kunst, Zusammenhang mit der Geschichte." Eine unehrliche Anpassung an überlieferte Lehren will er damit Eckehart nicht schuld geben; aber auch die Ansicht, daß jene für den Meister nur symbolische Bedeutung hätten, scheint mir übers Ziel hinauszuschießen: Eckehart selbst hatte die Eierschalen noch nicht völlig und bewußt abgestreift.

Seiner Skizze der religiösen Weltanschauung des Meisters schickt Büttner die treffende Bemerkung voraus: „Nicht das ist das Kennzeichen ursprünglicher philosophischer" — und, setzen wir hinzu, religiös schöpferischer — „Begabung, daß einer recht viele neue Begriffe und Gedanken hat, sondern daß er nur einen Gedanken hat, freilich einen, der für Leben und Sterben ausreicht, und von dem alle anderen Gedanken in der Welt nur Anwendungen und Ableitungen sind. Je älter solch ein Grundgedanke ist, desto besser;

*) Meister Eckeharts Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben von Hermann Büttner. 1. Band. LVIII u. 241 S. Preis 4 Mk., gebunden 5.50 Mk. Leipzig, Eugen Diederichs, 1903.

wenn er als Angelpunkt neu ist, so ist für Originalität ausreichend gesorgt." Als Eckeharts Grundgedanken hebt B. den hervor: Das eine, reiche, ewig lebendige Sein ist zugleich ewiger Prozeß und wandellose Ruhe; es entfaltet sich zur Weltvielheit, aber jedes individuelle Selbst soll durch Entschränkung, „Entwerden", immer wieder in das All-Eine zurückkehren. Das wäre nach Büttner im strengen Sinne des Pantheismus zu verstehen. Daß sich nun Eckhart diesem stark zuneigt, ist außer Frage; daß er sich aber zu ihm mit all seinen Momenten und Folgerungen zu bekennen entschlossen gewesen wäre, glaube ich nicht; auch seine Anschauungen werden, wie schon bemerkt, nicht völlig mit einander ausgeglichen gewesen sein. In den von Büttner selbst mitgeteilten Predigten steht z. B. der Satz, daß es nicht Gottes Schuld ist, wenn die Seele ihm nicht ganz gleich wird (S. 6), mit dem strengen Determinismus, der doch zum vollen Pantheismus gehört, in Widerspruch. S. 52 wird mit einem zukünftigen, nicht bloß dem immanenten, ewigen Leben gerechnet. S. 55 f. u. 72 wird von Gott als dem getreuen Arzt, der sich zeigt oder verbirgt, je nachdem „es dir am förderlichsten und besten ist", in einer durchaus nicht pantheistischen Weise gesprochen. Doch diese Streitfrage läßt sich nicht im Vorbeigehen zum Austrag bringen. Jedenfalls finde ich die Behauptung, Eckehart sei entschiedener Pantheist, mit der anderen, sein Grundthema sei „die Grundlegung der Persönlichkeit" (S. XLII), nicht im Einklang.

Büttner legt uns in diesem ersten Band auf 204 Seiten 18 Schriften und Predigten Eckeharts vor, über deren Herkunft, Textgestalt und Sinn ein Anhang von 34 Seiten Auskunft erteilt. Die beiden Traktate, deren Echtheit nach Deutsch (Theol. Real-Encyklopädie, Artikel „Meister Eckart") kaum einem Zweifel ausgesetzt ist, das Buch der göttlichen Tröstungen und die Rede von den Unterscheidungen (5. und 17. Traktat bei Pfeiffer, S. 419 ff. u. 543 ff.), werden vielleicht in einem der beiden noch zu erwartenden Bände uns dargeboten.

Die erste von Büttner übersetzte bedeutsame Predigt „Von der Erfüllung", von der sich bei Pfeiffer nur Bruchstücke finden, habe ich mit dem Text, den Sievers herausgegeben hat, und, wo es zweckmäßig schien, auch mit dem, den Jostes bietet, Wort für Wort verglichen. Die Übersetzung ist gut deutsch. Übersetzen heißt aber, wie Büttner mit Recht bemerkt, oft zugleich Auslegen. Und gewiß hat er den richtigen Sinn getroffen, indem er auf Seite 2 durch Einsetzung eines trennenden Punktes den Unterschied andeutete, den bei Eckhart die — von den Herausgebern des mittelhochdeutschen Textes für synonym gehaltenen — Ausdrücke „das Herz der Seele" und „das Haupt der Seele" haben: ersteres ist der geheimnisvolle „Seelengrund", letzteres die Vernunft. Am Schluß hat er jedenfalls mit Recht dem Text von Jostes die eigenartige Fortsetzung der Antiklimax entnommen: wer die Geburt Gottes noch nicht in sich erlebt habe, auch die Sehnsucht nach ihr noch nicht spüre, der möge sich doch wenigstens nach einer Sehnsucht sehnen! Dagegen sehe ich keinen Grund für die Weglassung einiger Worte, die sowohl Sievers als Jostes haben; namentlich Seite 5 ist die Wiederholung des „St. Augustinus spricht" doch sehr wünschenswert, damit das folgende nicht lediglich als Eckeharts Meinung erscheint.

Doch ich kann auf einzelnes hier nicht weiter eingehen. Ich darf denen, die sich für die Blütezeit der deutschen Mystik interessieren, die Arbeit Büttners warm zur Benutzung, ja, zum Genuß empfehlen und rate ihnen, mit der Lektüre der 4. Predigt „Von der ewigen Geburt", Seite 66 ff., zu beginnen. Da wird ihnen die ganze herzgewinnende Liebenswürdigkeit, Innigkeit und Sinnigkeit des alten frommen Meisters und zugleich die Poesie seiner Sprache lebendig entgegentreten.

Leipzig. P. Mehlhorn.

Im Volkston.

(Eine zeitgemäße musikalische Betrachtung.)

Als unser Kaiser beim Frankfurter Männergesangswettstreit jene schöne Rede hielt, in welcher er auf die Notwendigkeit einer erhöhten Pflege des deutschen Volksliedes hinwies, da hat er wohl nicht nur den sogenannten „Alten" von der Musikerzunft zum Herzen geredet, nein, auch mancher „Junge" wird mit warmer Freude den Mahnruf des Monarchen vernommen haben. Wer könnte sich denn aber auch dem bestrickenden Zauber entziehen, den das Volkslied auf Herz und Gemüt ausübt? Lassen wir ganz ruhig den Vorwurf der „Sentimentalität" über uns ergehen, und freuen wir uns offen und ehrlich an den schlichten, innigen Weisen, welche die deutschen Volkslieder auszeichnen. Und ist es nicht wie ein Hoffnungsstrahl in die nach Wiedererweckung des alten deutschen Geistes im Volke lechzende Seele, wenn man's immer wieder erlebt, wie die Gassenhauer, durch welche widerwärtige Geschäftsmacherei dem seichten Geschmack der Menge fröhnt, kommen und gehen, wie aber der alte, liebe Ton der Volkslieder weiterklingt von Geschlecht zu Geschlecht? Und den Klang „sie sollen lassen stahn", denn das Volkslied ist die poetisch und musikalisch in die äußere Erscheinung getretene Volksseele, und die nehmen sie uns Deutschen doch nicht, wenn sie's auch, ach wie gerne, möchten.

Der Pflege des Volksliedes dienen bereits die verschiedensten Veröffentlichungen. Die zum Teil sehr gut redigierten Kommersbücher enthalten ja die schönsten, oder wenigstens bekanntesten Volkslieder, jeder Gesangverein hat unter seinem Notenmaterial Volksliederhefte, die Brahmsschen und Reimannschen Bearbeitungen sind bekannt, und noch vor einigen Jahren ist im Stahlschen Verlage zu Berlin eine Sammlung von Wilhelm Berger als Duette zum Teil musterhaft gesetzter Volkslieder erschienen, bei deren Studium ich eine selten empfundene Freude gehabt habe. Ich möchte daher angelegentlichst auf die drei Hefte hinweisen. Ihren schönen Zweck erfüllen diese Publikationen jedenfalls in hohem, ja höchstem Maße, obgleich sie denselben nicht erst in besonderen Begleitartikeln 2c. noch extra betonen, wie ja überhaupt das wirklich Gute meist auch ohne Reklametrommel durchdringen wird, wenn selbst etwas mehr Zeit drüber hingeht. Heute pflegt freilich schon das Kleinste mit größtem Applomb in Scene gesetzt zu werden. Ist's wahrhaft notwendig, der Allgemeinheit oder dem Einzelnen förderlich — schön, dann schadet's wenigstens nicht, aber — und nun komme ich zum Kernpunkte meiner heutigen Ausführungen.

Der Weltverlag August Scherl (G. m. b. H.) hat in richtiger Voraussetzung, daß infolge der kaiserlichen Worte nichts, sagen wir populärer sein würde, als das Volkslied, jenen bekannten Wettbewerb ausgeschrieben. An 9000 Einsendungen moderner Volkslieder waren die Antwort; und warum sollte man sich als musikalischer Mensch nicht auch mal auf „leichte" Weise sein Geld zu verdienen suchen? Mancher, der dem Rummel innerlich fern stand, wird gedacht haben: Vielleicht?! Um es gleich zu sagen, ich stehe voll und ganz auf dem Boden des famosen Kunstwartartikels (Nr. 12, Jahrgang 17), und da das Plebiszit allbereits stattfand, hätten eigentlich diese Zeilen wohl ungeschrieben bleiben können; aber erstens ist der Stoff ein für den Musiker sehr verlockender, und dann kann bei der großen Verbreitung der „Woche"-Veröffentlichungen nicht oft genug das geistige Niveau derselben beleuchtet werden. Zunächst ganz im allgemeinen drängen sich uns da zwei Fragen auf, wenn wir lesen: „für die „Woche" komponiert". Wie entsteht so ein Volkslied? Wer singt es? Es sind das zwei sehr einfache Fragen, mit einer einzigen Antwort darauf: Das Volk singt sie. Aber das Volk in seiner Gesamtheit? Nein, einer hat's gesungen, andere hörten's und trugen's weiter fort, taten wohl auch eigenes dazu, aber niemand kennt den Dichter und den Sänger, die häufig ein

und dieselbe Person waren. Wie heißt es in dem prächtigen Kienzlschen Preischor vom Frankfurter Sängerwettstreit?

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald,
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.
Und was ihn da durchdrungen
In tiefster Waldesnacht,
Das hat er frisch gesungen
Und nicht zu lang bedacht. Tra-la-la—.

Das Echo nimmt's vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang;
Der singt es nach gar helle,
Hernieder weht's der Wind,
Wo mancher Junggeselle
Des Weges zog geschwind. Tra-la-la—.

Und manchem hat's gefallen
Und er behielt's im Sinn,
Und wo er auch mocht wallen,
Da sang er's für sich hin.
Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte man es klingen
Von Wald zu Walde bald. Tra-la-la—.

Fr. von Sallet.

Ein großer Teil der Volkslieder ist so entstanden, aber es gibt noch eine andere Art, die für unserrn Zweck besonders zum Vergleich herangezogen werden muß. Es sind Lieder wie „Am Brunnen vor dem Tore" von Schubert, Mendelssohns „Es ist bestimmt in Gottes Rat", Radeckes „Aus der Jugendzeit" und viele, viele andere. Ob diese Meister ihre kleinen Lieder sangen, um sie einmal zu Volksliedern stempeln zu lassen? Nein, der Vorgang dürfte sich doch wohl umgekehrt abgespielt haben. Nicht die Komponisten schaffen Volkslieder, das Volk macht sich die Melodien seiner Meister zu seinem Eigentum, und so wäre denn das höchste Lob für ein Lied, wenn's dermaleinst vom Volke gesungen würde. Kann man nun diesen Prozeß des „Volkstümlichwerdens" erleichtern, wohl gar beschleunigen? Nein! Mit künstlicher Einfachheit wird nichts derartiges erreicht; Schuberts „Lindenbaum" beweist uns klar, wie sich das Volk später mit schwierigeren Begleitungen abfindet. Nicht simple, harmonische Unterlage zu simpler Melodei macht wahre Volkstümlichkeit! Komponiert jeden Text getreu seinem poetischen Inhalte und für das Weitere laßt getrost die Zukunft sorgen. In rechter Stunde wird schon das Rechte gelingen. Lust und Schmerz, wie sie eben nur das Volk fühlen kann, sind die Veranlassung zum Singen, Lust und Schmerz, echt und wahr empfunden, gießen dem Dichter, dem Komponisten die rechten Worte, die rechten Töne in die Seele. „Laß etwas auf dich rechten Eindruck machen, so wirst du schon den rechten Ausdruck finden, und wenn du erst den rechten Ausdruck hast gefunden, so wirst du schon den rechten Eindruck machen."

Nun wäre es jedenfalls ungebührlich, behaupten zu wollen, die Einsender der modernen Volkslieder hätten nicht aus dem Innersten heraus gesungen. Sie werden sicherlich die Töne aus dem tiefsten Seelenbronnen geschöpft haben, aber leider — zu einem bestimmten Zweck, um im Sonderheft der „Woche" Aufnahme zu finden. So wie es jetzt vorliegt, enthält dieses Heft mit Ausnahme von nur ein paar Liedern volkstümelnde Musik, und die wird jedenfalls am letzten volkstümlich werden. Es ist mit Preisausschreiben für Kunstwerke im allgemeinen eine eigene Sache. Die Prämiierung von bereits erschienenen oder vor dem Erlaß des Herrn Scherl komponierten volkstümlichen Liedern würde vielleicht eine geringere, aber künstlerisch weit schwerer wiegende Auswahl ergeben haben, wenn das Ganze denn durchaus so gemacht werden sollte. Auch die „armen" Preisrichter hätten dann etwas weniger, aber darum gründlichere Arbeit leisten können. Unter der ungeheuren Masse das Beste auszusuchen, war wohl so gut wie unmöglich; ich persönlich kenne von den zurückgewiesenen Liedern eine ganze Anzahl, welche den Ton des Volksliedes weit besser treffen als die dreißig auserwählten Kompositionen, aber de gustibus non est disputandum. Denn wer kann im Grunde nachweisen, worauf die Volkstümlichkeit eines Liedes beruht? Ist es die Kraft der tiefinnersten Überzeugung und unwandelbaren Wahrhaftigkeit des Gefühls, welche aus diesen Melodien spricht, noch zu uns, die wir diese Eigenschaften in leider recht geringem Maße besitzen, so klängen uns die Töne wie ein Gruß aus schöner, aber ferner Zeit. Vielleicht liegt in diesem Umstande das Geheimnis, aber jedenfalls dürfen wir darin einen wichtigen Faktor suchen in der Entstehung des Volksliedes, einen Faktor, der das völlige Manko der „Woche"-Veröffentlichung hinreichend erklärlich macht. Ein Publikum von der „Allwissenheit" der Scherlschen Zeitschrift mit ihrem charaktervollen Ueberallhin und Nirgendzuhause — und Volkslied — ein unüberbrückbarerer Gegensatz ließe sich wohl kaum konstruieren. Gönnen wir den Komponisten ihre Honorare und Preise, Herrn Scherl sein glänzendes Geschäft, aber legen wir energischen Protest ein gegen die Charakterisierung jener Liedersammlung als ein Beitrag zur Pflege des Volksliedes. Müssen wir es doch erleben, daß die Herausgabe der „Modernen Preislieder, für die „Woche" komponiert" als nationale Tat gepriesen wird, denn leider, leider ist's heute soweit gekommen, daß deutsche Art und deutsches Wesen mehr in der Rede und auf dem Papier existiert, als im heiligen Deutschen Reich. Mögen diese Zeilen an ihrem Teile dazu beitragen, den Leser über den inneren Wert dieser Seite des „deutschen" Geistes aufzuklären. Carl Schaeffer.

Vom Büchertisch.

Muster zu Anträgen, Klage- und Beschwerdeschriften in Angelegenheiten der Arbeiterversicherung (Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung) zum praktischen Gebrauche für die Versicherten, für Behörden, für Beamte, Geistliche, Lehrer, für Arbeitersekretariate, Volksbureaus usw., entworfen von Ernst Funke und Walter Hering, Kaiserl. Exped.-Sekretäre am Reichsversicherungsamte. Berlin 1904. Verlag von Franz Vahlen, Berlin W. 8, Mohrenstraße 13/14 (einzeln 60 Pf., 50 Exemplare und mehr à 55 Pf., 100 à 50 Pf., 500 à 45 Pf.)

Daß „korrekte Abfassung der Anträge und Rechtsmittelschriften sowie die klare Darlegung der Wünsche die Sache der Versicherten fördert", ist klar, und nicht minder, daß bei „der Vielgestaltigkeit des Arbeiterversicherungsrechtes, bei dessen verzweigtem Rechtsmittelsystem und bei der vielfach mangelnden Kenntnis der üblichen Formen" diese notwendige Korrektheit schwer zu treffen ist ohne solche praktische Hülfsmittel. Gerade auch der Geistliche, zumal der Landgeistliche, wird oft um Beratung hierin angegangen und es ist gewiß peinlich, wenn er sagen muß: ich verstehe davon nichts. Das Büchlein empfiehlt sich von selbst für die Praxis. Es ist aber auch abgesehen davon interessant, weil es mit den dargebotenen Mustern gleichsam wie mit lauter Einzelerfahrungen unmittelbar in dieses ganze so überaus wichtige Gebiet unseres Volks- und Rechtslebens hineinführt.

Dr. Martin Luthers erste deutsche Auslegung des Vaterunsers von 1518. Im Faksimiledruck herausgegeben mit einer Übertragung in die heutige Schreibweise von Pastor lic. theol. Otto Seitz. Verlag von Gustav Ziemsen, Wittenberg. 3 ℳ.

Eine erfreuliche Gabe, für den Bücherfreund — um das zuerst zu nennen, was zuerst ins Auge springt — für den Lutherfreund, der den Propheten gern auch in seiner eigenen und eigentümlichen Sprache hört, und für den Christen, dem im Vaterunser das natürlichste Bekenntnis seines Verhältnisses zu Gott und zugleich die innerlichste und wahrste Geistesverbindung mit dem Meister gegeben ist. Luthers Art ist nicht eine strenge Auslegung, um nur Auslegung zu geben. Er ergießt sein ganzes religiöses Gemüt anknüpfend an die Gebetsworte des Heilandes. Wie klar und tief aber seine Ausführungen im einzelnen lauten, sehe man an folgendem: Nun laßt uns diese drei ersten Bitten zusammenziehen. Das erste ist, daß Gottes Name geehrt werde und seine Ehre und sein Lob in uns sei. Aber dazu kann niemand kommen, er sei denn fromm und in dem Reich Gottes; denn die Toten und Sünder können Gott nicht loben, wie David sagt Psalm 6. Nun kann niemand fromm sein, er sei denn von den Sünden ledig; von den Sünden wird man ledig, wenn unser Wille entwurzelt wird und allein Gottes Wille in uns ist. Denn wenn der Wille, der das Haupt und das oberste aller Glieder ist, nicht mehr unser und böse ist, so sind alle Glieder auch nicht mehr unser und böse. Darum greift dieses Gebet die Hoffart bei dem Kopfe an — bei unserem Willen, der das Haupt der Bosheit, der rechte Hauptschalk ist. — Soll das Buch ein Geschenk auch für geförderte Konfirmanden sein, so müssen es allerdings sehr geförderte sein. F.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 31.

Bremen
Berlin.

30. Juli 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Römische Kirche. Sarto als Papst. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Römische Kirche.

Sarto als Papst.

Am 20. Juli 1903 starb im Vatikan der Graf Pecci als Papst Leo XIII., ein äußerst kluger und feinsinniger Mann, Diplomat wie Bischof. Mit Ungeduld erwarten wir eine gute Beschreibung seines Lebens. An seine Stelle wählte das Kardinalskollegium — damals 64 Mitglieder stark — unter peinlichen, aber für diese Gelegenheit nicht ungewöhnlichen Kämpfen am 4. August, also nach 15tägiger Vakanz, aus den „papabili" den Patriachen von Venedig, Giuseppe Sarto. Seine Persönlichkeit scheint in der Tat ein Kompromiß zu repräsentieren, das zwischen den beiden Hauptrichtungen unter den Purpurträgern notwendig wurde. Ob er für die Entwicklung und Bedeutung der römisch-katholischen Kirche in der kommenden Zeit der denkbar beste Führer ist, lassen wir dahingestellt. Wir sehen ihn auf seinem Posten und sagen: Gott hat — trotz allem — ihn dahin berufen, nach bestem Wissen und Gewissen seines Amtes zu walten.

Genialität hat ihm noch niemand nachgerühmt; guten Willen aber, Schlichtheit, Frömmigkeit schon viele. Die Frage ist: Was wird Pius X. mit diesen Eigenschaften schaffen? Er hat sich in dem Spanier Merry del Val einen Staatssekretär erwählt, der ihn in manchem ergänzen soll. Ob sie miteinander glücklich sind, ist schon öfter bezweifelt worden. Und wären sie es nicht, so könnten sie sich doch einleben, um ihre Riesenaufgaben gemeinsam und mit einigem Geschick anzufassen. Arbeitslustig sind beide Herren. Demnächst liegt ein Jahrgang ihrer Tätigkeit vor, leider nicht für uns mit allen seinen Einzelheiten und Beweggründen. Jedenfalls war es uns aber eine Freude, den Eifer zu sehen, mit dem sie Gutes zu stiften und schwierige Klippen zu umfahren sich anschickten.

Aus ärmlichen, bäuerlichen Verhältnissen ist Sarto von dem einst österreichischen, jetzt italienischen Gebiete Venedigs auf den päpstlichen Thron geführt worden und soll nun über 230 Millionen römisch-katholische Christen herrschen, die in Europa (45 %), Amerika (48 %) und Australien (21 %) große Teile der Gesamtbevölkerung ausmachen und zugleich ihre Hauptwohnsitze haben. Überall hat er seine Statthalter-Bischöfe, 192 Erzbischöfe, ca. 780 Bischöfe, die Gläubigen nach dem Willen Roms zu regieren, an den Willen Roms zu binden. In 12 Hauptstädten von Europa und Südamerika hält er Nuntien, mit den Regierungen der Länder wie ein weltlicher Fürst zu verhandeln. In Europa empfangen acht Staatsoberhäupter die Botschafter des Papstes: in München, Wien, Luxemburg, dem Haag, Brüssel, Madrid, Lissabon und — Paris. Für Südamerika residieren seine Vertreter in Petropolis (Brasilien), Bogotá (Columbien), Lima (Peru), Caracas (Venezuela). Sollen wir noch die Stationen der katholischen Missionare aufzählen, die unter Heiden und Christen in allen möglichen Gewändern Proselyten für die Papstkirche zu machen suchen? Für das alles soll nun Sarto Herz und Sinn haben.

Was ist im Laufe dieses Jahres über den neuen Kurs unter Pius X. nicht alles erzählt, gemutmaßt, prophezeit, gefürchtet und gehofft worden. Erst ahnte, dann sah man ganz andere Formen des Verkehrs. Pius ist so wenig feierlich und spricht so natürliche Töne, verletzt die Etikette mit und ohne Absicht, will Mensch sein, ein sittlich ernster, wohlmeinender Mensch, und zwar Christ. Fast jeden Sonntag im letzten Winter, heißt es, predigte der Papst im Cortile di San Damaso. Und jeden Sonntag war die vatikanische Prälatur fast vollzählig versammelt, um den seelsorgerlichen Ermahnungen zu lauschen, die der eifrige Greis — er zählt 69 Jahre — im päpstlichen Gewande an die unter Führung der römischen Stadtpfarrer erschienene Menschenmenge richtete. Über sein praktisches Christentum gehen freundliche Anekdoten um, die ebenso sehr seine persönliche Leutseligkeit wie Demut illustrieren sollen. Man sagt, er empfände schmerzlich die Unzulänglichkeit seiner geistigen Kräfte und sei sich bewußt, daß so manche seiner Wähler sich jetzt enttäuscht fühlen. Vielleicht mußte man so den Weihnachtsempfang des Kardinalskollegiums (23. Dez. 1903) verstehen: — Der Kardinaldekan Oreglia drückt namens seiner Kollegen die Freude über die Papstwahl aus, hofft, daß der Wahlspruch des Papstes: Instaurare omnia in Christo viel zur Wiederherstellung der menschlichen Gesellschaft beitragen werde. Und der Papst antwortet: „ich vertraue auf die Hülfe der Immaculata, das Geheimnis Bethlehems ist das einzige Hülfsmittel. Die Krippe repräsentiert den vollkommenen Menschen, sie ist die Schule der Vollkommenheit. Nichts wert sind lärmende Versammlungen, Diskussionen, arme Theorien, alle Politik, Wissenschaft, Reichtum, alles ist nichts ohne Bethlehem. Nur der ist glücklich, der die Wege Christi wandelt . . . Wir hoffen, daß die menschliche Gesellschaft von Gott erneuert wird. Mit dem Gedanken an die Krippe Christi wollen auch wir daran arbeiten, daß der Wahlspruch omnia instaurare in Christo allgemeine Geltung erlange." Und auf die Neujahrsglückwünsche antwortet er am selben Tage: Die Krippe von Bethlehem sei eine Schule, in welcher jeder Christ lerne, ein wahrhaft christliches Leben zu führen, und in der jede Klasse der menschlichen Gesellschaft ein Beispiel der Güte und der Geduld finde, die die Quelle der Eintracht und des Friedens seien . . .

Wie kindlich, christkatholisch, unerfahren das alles klingt: die Krippe eine Schule! — Natürlich können Prälaten aus der Schule eines Leo und Rampolla über solchen Jahresanfang nicht sonderlich entzückt gewesen sein. Daran mußten sich, wenn nicht schon an Erfahrungen früherer Tage, schlimme Befürchtungen für die künftige Steuerung des Schiffleins Petri auf grimmer See schließen. Solche Reden gleichen dem Gestammel unserer guten Gemeinschaftsleute, die von der Politik so viel wie von „lärmenden Versammlungen, Diskussionen, armen Theorien, Wissenschaft, Reichtum und Kunst" verstehen. Freilich sind dies Schulklassen, in welche Gott nicht jedes

seiner Kinder hineinsteckt. Aber Achtung sollte jedes davor haben, wenn es auf den Korridoren daran wie an Gotteстempeln vorübergeht.

Was der Bauernsohn Sarto in 68 Jahren nicht lernte, wird er bei seiner Veranlagung als Papst in den Siebzigern schwerlich nachholen. Aber er wird den schweren Mangel der schlechten „Schulbildung" bitter zu beklagen haben und gewißlich über die Bedeutung mancher Dinge im Laufe des Jahres 1904 schon ins Schwanken gekommen sein. Leider fürchten wir, daß man Pius X. nie mehr anders sehen wird als den Greis, der wenigstens in großen Dingen — sich nicht zu helfen weiß.

In einem Rundschreiben vom 2. Februar (Germania Nr. 36, 14. Februar), im Hinblick auf das 50jährige Jubiläum des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariae (8. Dezember 1854), fordert Pius „alle ehrwürdigen Brüder, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe, und sonstige Oberhirten, die mit dem apostolischen Stuhle in Frieden und Gemeinschaft stehen", zu herzinnigem Kult der Muttergottes auf. Wie in seiner Weihnachtsrede (s. oben) vertraut er auf die Immaculata als auf „das einzige Hülfsmittel". Wir halten das für ein ehrliches und einfältiges Herzensgeständnis des alten Mannes und würdigen seinen Wunsch, daß alle Gläubigen es mit ihm teilen möchten. Freilich wir Protestanten kommen dabei nicht in Betracht, es sei denn dadurch, daß „die Kirche der hehren Jungfrau einen glorreichen Lobpreis spendet, indem sie alle Ketzereien in der Welt vernichtet". Aber Pius X. will auch „in keiner Weise, daß dieses Schreiben (nämlich die Gewährung von Ablässen 2c.) irgend welchen zugute kommen könne und dürfe, die von uns und von dem apostolischen Stuhle oder von einem Prälaten und kirchlichen Richter namentlich exkommuniziert, suspendiert und mit dem Interdikt belegt wurden, oder sonst als Straferkenntnissen und Zensuren verfallen durch öffentliches Urteil erklärt worden sind, es sei denn, daß sie innerhalb der oben gemeldeten Zeitdauer Genugtuung geleistet, oder mit denen, die es betrifft, sich verglichen und versöhnt haben". Wenn also diese Sünder nicht durch persönliche Beziehungen zu Gott, Christus oder auch nur zu der heiligen Jungfrau Ablaß, Vergebung ihrer Sünden erhalten, — und dies ist eben nach römischer Lehre ausgeschlossen, — so bezeugt der Papst ihnen sein väterliches Wohlwollen: Welcher Sünder diesen außerordentlichen Ablaß in Form eines Jubiläums zu gewinnen beabsichtigt, der wende sich an die Bevollmächtigten des Papstes, was immer für einen Priester, sei er Ordensmann oder Weltpriester, wenn er zur Zeit zum Beichtehören approbiert ist. Diese Beichtväter haben die „Gewalt, loszusprechen von der Exkommunikation, der Suspension und von anderen kirchlichen Straferlassen und Zensuren, mögen dieselben vom Recht oder von irgend einer Person, aus was immer für einem Grunde ergangen sein". Die Lossprechung erfolgt zwar nur „für diesesmal und bloß für den Bereich des Gewissens", aber der Profitierende darf dann das Jubiläum mitgenießen, nämlich „vollkommenen Ablaß aller Sünden", — wenn er ihn erwirbt. Zu diesem Behufe müssen die Bewohner oder Besucher der Stadt Rom „in der Zeit von dem ersten Fastensonntag, d. h. vom 21. Februar an bis zum 2. Juni, dem Feste des heiligsten Frohnleichnams Christi, eingeschlossen, dreimal eine der großen Patriarchalbasiliken besuchen und dort eine zeitlang für die Freiheit und Erhöhung der katholischen Kirche und des apostolischen Stuhles, sowie für die Ausrottung der Ketzereien und Bekehrung der Irrgläubigen, für die Eintracht unter den christlichen Fürsten und den Frieden und die Einigkeit des gläubigen Volkes nach unserer Meinung fromm zu Gott beten; wenn sie ferner einmal während der besagten Zeit, aber nicht an den Tagen, die in den Fastenindult nicht ausgenommen sind, bei gleichzeitiger Enthaltung von Fleischspeisen, fasten und nach dem Sündenbekenntnis in der Beichte das heilige Sakrament des Altares empfangen. Diejenigen aber, die außerhalb der ewigen Stadt wo immer leben, können desselben Ablasses teilhaftig werden, wenn sie die Kathedralkirche, so sich dieselben in ihrem Wohnort befindet, oder die Pfarrkirche, oder bei Abgang einer solchen, wenigstens die Hauptkirche, während der obengezeichneten Zeit oder auch mit Unterbrechung der besagten drei Monate, je nachdem die Bischöfe es für die Gläubigen zukömmlich halten und vorschreiben, jedenfalls aber vor dem 8. Dezember die gemeldete Kirche dreimal besuchen und die anderen vorgeschriebenen guten Werke verrichten". Beichtväter haben Vollmacht, die vorbemerkten guten Werke in andere fromme Werke zu verwandeln zu Gunsten der Ordensleute beiderlei Geschlechtes, sowie aller anderen, welche die vorgeschriebenen Werke nicht zu erfüllen im stande sind, und bei den Kindern bezüglich der Kommunion, wenn sie je zu derselben noch nicht zugelassen sind.

Wieviele von den 230 Millionen Katholiken römischer Observanz dieses „Jubiläum" begehrten und sich jetzt etwa dessen freuen, entzieht sich unserem Urteil. Wir Protestanten notieren aber, daß die Gedanken und Gebete von vielen Millionen während dieser letzten Zeit auf die Wünsche Pius X. gerichtet wurden, auf „unsere Meinung", nämlich:

1. Freiheit und Erhöhung der katholischen Kirche.
2. Freiheit und Erhöhung des apostolischen Stuhles.
3. Ausrottung der Ketzereien.
4. Bekehrung der Irrgläubigen.
5. Eintracht unter den christlichen, d. h. katholischen Fürsten.
6. Friede und Einigkeit des gläubigen, d. h. katholischen Volkes.

Das ist nichts Neues. Wir kennen und begreifen diese Wünsche nur zu gut: Macht der römischen Hierarchie, um mit Hülfe ihrer Untertanen (Fürsten und Völker) die Ketzereien zu beseitigen und das „Reich Gottes" zu repräsentieren. Wie sollten wir auch dem guten Sarto darüber böse sein! Er meint es gut, auch mit uns. Und schließlich, daß er diesen Kern seiner Encyklika vom 2. Februar in so viel Worte exegetischer, dogmatischer Auslegung des Dogmas vom 8. Dezember wickelt? Das ist so die traditionelle Behandlung des Volkes, an der sein Herz keinen Anstoß nimmt, nachdem die Gedanken und Gewissen der Mittelmeervölker sich weniger schärften als die der Germanen. Man hat freilich darauf aufmerksam gemacht, daß Sarto deutsches Blut in seinen Adern habe. Ist das so, dann möchten wir wünschen, daß sich mit seiner Frömmigkeit mehr Gewissenhaftigkeit verbände. Alle Achtung vor seiner Religiosität, aber wir wünschen mehr gerades, treues Christentum. Sollte Sarto in seinem langen Leben, welches doch auch unserem Zeitalter angehört, so wenig Anlaß zu historischem, sittlichen Denken gefunden haben, daß er anno 1904 noch die Frage niederzuschreiben wagt: — — „wer sieht nicht ein, daß es kein sichereres Mittel gibt, alle mit Christus zu vereinen und durch ihn die vollkommene Kindschaft zu erlangen, damit wir selig und makellos vor Gott seien, als durch Maria?" — Herr Sarto, das sieht von allen Ihren Untertanen kein halbwegs gebildeter Mensch ein, mag er Knecht oder Kardinal sein. Aber Sie haben alle modernen Exegeten wie Historiker Ihrer Kirche durch die „Beweise" Ihrer Rechtgläubigkeit zu einem bitteren Lächeln genötigt. Und man wird sich gegen Ihre feinen Distinktionen dessen, was Maria kann oder nicht kann, empören, nicht etwa nur auf deutschem Boden die Ehrhard, Schell und Genossen, sondern jeder denkende Mensch in Ihrem eigenen Hause. Sie jammern, „das ganze Gebäude des Glaubens sei untergraben". Sie versichern, der Glaube an die unbefleckte Empfängnis verbürge zugleich die Annahme der Lehre von der Erbsünde, von der Erlösung durch Christus, des Evangeliums, der Kirche, des Kreuzes; er verbürge die Beseitigung des Rationalismus, Materialismus, Anarchismus, dieser — „für die Staats- und Kirchenordnung so gefährlichen Irrung".

Sicherlich hat der Papst nicht versäumt, diese Artikel den Staatsoberhäuptern der Welt mit einem besonderen Anschreiben zu übersenden, wenigstens der preußischen Regierung zur besonderen Empfehlung der marianischen Kongregationen. Indes wir haben das Vertrauen, daß in deutschen Landen kein Zentrumsmann so plumpe Argumentationen zu verwenden weiß.

Nach diesem Rundschreiben setzte Pius seine Tagesarbeit fort. Die Gläubigen aber machten sich daran, den großen Jubiläumsablaß zu verdienen. Die meisten müssen damit bis zum 2. Juni schon fertig geworden sein, Ausnahmen haben bis zum 8. Dezember Zeit. Wie weit der Eifer um Maria seitdem gestiegen ist, entgeht ganz meiner Schätzung, wiewohl ich in Preußen lebe. Auffällig aber war uns, daß der Papst selbst seit dem 2. Februar Maria etwas aus dem Auge verloren zu haben scheint. Denn schon am 11. März unterzeichnet er ein neues Rundschreiben, zur Zentenarfeier Gregors des Großen („Germania" Nr. 70, 25. März), ohne der Gottesmutter mit einer Silbe darin zu gedenken. Hieß es damals: „Der Anblick Marias versöhnt Gott, und er wird uns gnädig sein" —, nun: „wir vertrauen, Gott werde auf die Fürbitte des heiligen Papstes Gregor unsere Bitten erhören". Man muß also sogleich wittern, daß der heilige Papst andersartige Wünsche bei Gott vorzubringen haben werde, als die heilige Jungfrau (siehe oben die sechs Bitten). Und in der Tat bedeutet diese neue Enzyklika eine Fortsetzung der ersteren, sofern die erst angedeuteten Wünsche jetzt deutlicher zum Ausdruck kommen.

Pius sieht in Gregor I. sein großes Vorbild, berührt seine Lehren, Taten, Tugenden, Sorgen und Leistungen. Gregor hat (590—604) die Kirche wie ein untergehendes Schiff regiert und gerettet. Er reformierte das gesamte christliche Leben, weckte die Frömmigkeit der Gläubigen, stellte die Disziplin der Mönche und des Klerus wieder her und schärfte den Bischöfen die Sorge für die ihnen anvertraute Herde wieder ein. Gregor vermehrte die Güter der Kirche und half den Bedürftigen. Er war auf das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft bedacht, energisch gegen ungerechte Forderungen der Kaiser, gegen Unverschämtheiten der Exarchen und kaiserlichen Beamten. Er trat dem rohen Longobarden Agilulf entgegen und gewann ihn — mit Hülfe der Königin — für den römischen Glauben, er wurde der Retter Italiens, „seines" Landes. Gregor beseitigt die Häresie aus Italien und Afrika, er ordnet die kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich, bekehrt die Westgothen in Spanien und gewinnt England für den Katholizismus, nachdem es, zwar an der Spitze der Welt stehend, bis dahin noch hartnäckig dem Kultus der Götzen aus Holz und Stein huldigte, — — und die englische Nation war dem heiligen Papst so dankbar, daß sie ihn stets nannte ihren Lehrer, ihren Papst, ihren — Gregor. Und dabei blieb Gregor demütig, der „Knecht der Knechte Gottes", schwach und krank, aber energisch im Glauben, daß Gott alles wirke. Er wandte alle „übernatürlichen Mittel" zum Heil der Menschheit an: die unfehlbaren geoffenbarten Wahrheiten, Predigt in der ganzen Welt, Sakramente, Gebete. Dagegen schätzte er profane Wissenschaft, politische Erwägungen, soziale Systeme und Aktionsprogramme gering.

So spricht Sarto von seinem Vorbild. Diese Offenheit ist uns äußerst sympathisch. Und was an dem Bild noch fehlt, werden wir uns schon ergänzen. Dann haben wir trotz Sarto ein recht deutliches Aktionsprogramm von Pius X. Indeß er will noch deutlicher sein und sagt von sich selber: er sähe rings um den Vatikan viele Ungewitter, er sei verlassen, ohne Mittel. Aber die übernatürliche Kraft der Kirche wird siegen und bleiben, wenn ringsumher die Völker verschwinden; „die jugendliche Kirche ist unzerstörbar in ihrem Wesen". Pius fühlt „die ihm zuströmende göttliche Gnade". Die Kirche wird nicht der Wissenschaft zum Opfer fallen noch der modernen Zivilisation. . . . Alle sollen „in die Kirche eilen, die Getrenntes vereint, Verwirrtes ordnet, Ungleiches ausgleicht, Unvollkommenes vollendet". Und Pius setzt hier den Gedanken von der Macht der Maria (siehe oben) fort: niemand könne in irdischen Dingen Führer sein, der es nicht verstehe, das himmlische richtig zu erfassen. „Der Friede der menschlichen Gesellschaft ist von dem Frieden der Kirche bedingt", daher „höchste Notwendigkeit ist eine vollkommene Eintracht zwischen kirchlicher und staatlicher Gewalt, die sich beide nach Gottes Willen gegenseitig unterstützen sollen", deutlicher: „auf daß das irdische dem himmlischen Reiche hülfreiche Hand leiste". Merkt das, ihr Fürsten und Präsidenten! Hier ist das Aktionsprogramm von Pius X. Oder lächelt ihr? Denn er fährt fort: „Wir sind entschlossen, mit aller Entschiedenheit vor Gott und den Menschen die Rechte und Privilegien zu schützen, deren Hüter und Verteidiger der römische Papst ist." Dafür würde Pius sterben. Ja.

Und nun sollen die Fürsten tun wie ihre Vorfahren: „empfänglich sein für des Papstes Worte". Dann könne wieder wahre Gesittung kommen, die um so begehrenswerter und reicher von Gütern ist, je mehr sie (man höre!) auf die unerschütterliche Grundlage der Vernunft und der Sittlichkeit basiert ist und alle Kraft aus der von Gott offenbarten Wahrheit und aus den Grundsätzen des Evangeliums zieht." Was Pius darunter versteht, offenbart er nicht. Aber mit staunenswerter Naivität bekämpft er die „falsche Wissenschaft", wobei er sich natürlich gern im Bunde mit den Fürsten sähe. Pius hat es wohl erfaßt, daß die abscheuliche Wissenschaft die „übernatürliche" Ordnung, die Möglichkeit des Wunders und die Beweise für die Existenz Gottes leugnet. Er hat etwas gehört von „historischer Kritik"; er weiß, daß man schon die „Gottheit Christi", „seine Menschwerdung", „Auferstehung", „überhaupt alle Dogmen unseres Glaubens" verwirft. Pius hat erfahren, daß es eine Bibelkritik gibt, Quellenkritik, ja daß etliche sich heute über die Entstehung und Geschichte der Kirche andere Gedanken machen als er selber. Furchtbare Verwüstung ist angerichtet! Es kann nie anders werden, wenn nicht die Irrenden das kritische Feld verlassen und dem Gebiete der — Philosophie sich zuwenden." Diesen Schluß hätte keiner erwartet. Sarto übertrifft sich.

Neben der „wahren" Wissenschaft vermißt der Papst natürlich die rechte Moral und versäumt auch hier nicht, seinen Eifer für die staatliche Ordnung zu bekunden, Familiensinn. Die „Ehrwürdigen Brüder" sollen zum privaten und öffentlichen Gebet ihre Zuflucht nehmen, um die Barmherzigkeit des Herrn zu erflehen. „Wir verkommen sonst." Indeß wir freuen uns auch seiner Mahnung an die Sittenlehre Christi. Und er wiederholt, wie sehr ihm „alles Wahre und Gute und Schöne" am Herzen liege. Die Wissenschaft verweist er auf einen großen Vorteil, den ihr „die göttliche Lehre" bringt. Natürlich hat die Kirche die „wahre Geistesfreiheit" verkündet, „den häuslichen und sozialen Frieden sicher gestellt", „alle Künste angeregt und gefördert". So soll es bleiben oder werden unter Papst Pius X.

Wir haben diese beiden Rundschreiben vom 2. Februar und 11. März hier so ausführlich besprochen, weil sie dem aufmerksamen Leser ein Bild des Mannes gewähren, dem nun einmal die Leitung einer so gewaltigen Anstalt, wie die Katholische Kirche ist, übertragen wurde. Im ganzen genommen, ist er keine Kraft, die unsere Bewunderung erregen kann. Indeß ist er keine einfache Persönlichkeit. Wir müssen uns mit ihm auf Überraschungen gefaßt machen. Um zu zeigen, mit welchen Fragen sich Pius X. im Laufe seines ersten Pontifikatsjahres vorwiegend zu beschäftigen hatte, werden wir im folgenden eine Reihe von Erlassen und Entscheidungen desselben besprechen und bei der Gelegenheit das Verhältnis der Kurie zu verschiedenen Ländern kurz zu charakterisieren suchen.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universitäten. Privatdozent lic. Dr. Weinel hat das Amt als Inspektor des evangelisch-theologischen Stifts in Bonn niedergelegt. An seine Stelle ist Prof. lic. Dr. Böhmer berufen worden. — Privatdozent lic. Arnold Meyer-Bonn ist als Professor für neutestamentliche Exegese und praktische Theologie an Stelle des Professors Kesselring nach Zürich berufen worden und hat den Ruf angenommen. — Privatdozent lic. Justus Köberle-Erlangen folgt einem Ruf nach Rostock für alttestamentliche Exegese an Professor Volcks Stelle.

Gegen die **Simultanschule** wird ein Aufsatz des Grazer Pfarrers Eckardt in den „Dtsch.-ev. Blättern" (Juli-Heft) z. B. von dem „A. S. K.-Bl." Nr. 30 verwendet, der aus österreichischen Verhältnissen Beispiele gegen die Simultanschule zusammenstellt. Auch im Gespräch ist uns gegenüber erwähnt worden, daß in Österreich die Protestanten genötigt gewesen seien, nur Schulen ihrer Konfession zu errichten. Herrgott! sind wir denn schon bis auf den Standpunkt des katholischen Österreich gekommen im Deutschen Reich!

Der **„Wiesbadener Burenhülfsbund"**, Schriftführrr Graf A. von Bothmer, Neudorferstraße 2 III, macht darauf aufmerksam, daß die Waisenanstalten in sehr bedrängter Lage sind. So z. B. wird die Anstalt in Bethulie O. R. R. geschlossen werden müssen, wenn ihr nicht bald Hülfe zu teil werden sollte. Und den Buren kommt es doch darauf an, daß gerade der Nachwuchs in der Bevölkerung erhalten bleibe. Früher, zur Zeit der Republik, kannte man Waisenhäuser nicht, denn jedes Waisenkind wurde in irgend einer Burenfamilie untergebracht. Heute ist dieses ausgeschlossen. Helft also, ihr lieben Burenfreunde, durch eine Gabe zum Besten dieser Waisenhäuser das Unglück des Krieges mildern. Geld und Kleider sind willkommen und machen den Verarmten Freude und neuen Mut. —

Protestantisches.

(Straßburg). Die Stelle des Altmeisters der neutestamentlichen Schriftforschung, des Professors Holtzmann, ist dem außerordentlichen Professor von Dobschütz in Jena verliehen worden. Ob auf Vorschlag der Fakultät? Jedenfalls wird dieselbe doch auch Männer wie P. W. Schmidt, P. Schmiedel, Bousset, Otto Weinel auf ihre Liste gesetzt haben, die dem Geiste des berühmten Forschers näher standen? Oder sind solche Männer auch schon für Straßburg nicht mehr genehm? Herrscht auch in Straßburg schon das System Althoff, das aus lauter „Gerechtigkeit" für die Positiven gegen die modernen Theologen ungerecht wird?

(Rheinland.) Das königliche Konsistorium, unseren Lesern wohl bekannt durch seine prächtige Haltung in der Konfirmandenunterrichtsfrage, vgl. Beil. Nr. 19, hat mutig für die Kreissynoden eine bedeutende und aktuelle Frage zur Diskussion gestellt und bekommt nun, nach rheinischer Art, mutige und deutliche Antworten. Die Kreissynode Aachen stellt fest, daß die bisherige geistliche Schulaufsicht nicht ohne Segen gewesen sei und fährt fort: „Heute muß sie gegenüber der Entwicklung der Schule und des Lehrerstandes als veraltet, als unnötig und unzweckmäßig erscheinen. Auch kann die Erhaltung eines Amtes, das der Pfarrer übernehmen muß, das ihm aber jederzeit ohne Angabe eines Grundes entzogen werden kann, schwerlich als wertvoll für den Pfarrerstand angesehen werden, zumal dieses Ehrenamt dem Pfarrer heute in der Führung seines Hauptamtes eher hemmt, als fördert. — Die Synode ist daher der Ansicht, daß die technische Ortsschulaufsicht überhaupt, und damit auch ihre heutige Form (die „geistliche Ortsschulaufsicht") möglichst bald fallen und durch eine zweckentsprechende Einrichtung ersetzt werden muß, bei der die Rechte der Kirche, wie sie im § 24 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 und im § 107 der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung festgelegt sind, gewahrt werden. — Der Verein evangelischer Lehrer und Schulfreunde für Rheinland und Westfalen, der nach der „Ref.", Nr. 27, 700 Mitglieder (wie viel Lehrer?) zählt, hat sich ebenfalls in einer Eingabe an die Synode um Aufhebung der Ortsschulaufsicht gewendet.

Vereine und Versammlungen.

Breslau. Kirchlich-liberale Schlesiens treffen sich 1. August, nachmittags 6 Uhr, Augustinerbräu, Ecke Junkernstraße-Blücherplatz.

Lohnenden, sicheren [11]
Frauen-Erwerb
für einzelne Damen und bequemen
Neben-Verdienst
für Hausfrauen finden Sie in dem Stickereigeschäft von
Julius Ahorn, Heidelberg.
Die Arbeiten werden nach jedem Ort vergeben und unentgeltlich gelehrt.
Keine bestimmte Ablieferungszeit.
Für Prospekt ist ein mit genauer Adresse versehenes und mit einer 3 Pfg.-Marke frank. Quartkuvert einzusenden.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Die mystische Seite des religiösen Lebens.
Pastor Hartwich-Walle.
Preis 50 Pfg.
In jeder Buchhandlung vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

NIEDERSACHSEN
III. Halbmonatsschrift für niederdeutsche Kultur, Kunst u. Leben.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats.
Abonnementspreis **Mk. 1.50** vierteljährlich.
Probenummern gratis u. franko.

Niedersachsen betreibt und fördert in erster Linie **Heimatkunst** und **Heimatliebe** und wird darin unterstützt von der geistigen Elite Nordwestdeutschlands. **Gediegen** und **künstlerisch** in seinen Darbietungen, **vornehm** in seinem Aeusseren und in seinem Auftreten, **ernst** in seinen Bestrebungen ist Niedersachsen das spezielle Lieblingsblatt der Gebildeten, wie das populärste Organ Nordwestdeutschlands überhaupt.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Anzeigen, die für ein wirklich feines und kunstsinniges Publikum bestimmt sind, haben in Niedersachsen unbedingt die erhoffte Wirkung.
Der Insertionspreis beträgt 30 ₰ pro 4gespalt. Kleinzeile. Bei grösseren Aufträgen Rabatt nach Vereinbarung.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.